

Herbert Grönemeyer im NZ-Interview

„Hühnerbein hilft gegen Lampenfieber“

Herbert Grönemeyer bittet zur Presseaudienz in ein äußerst angesagtes Privat-Hotel in Berlin-Mitte. Zimmer kann man hier nur buchen, wenn man vorher einen Jahresmitgliedsbeitrag von 900 Euro entrichtet hat. In der angemieteten Bibliothek stehen große rote Plüschessel, der Sänger hat eine Kanne Tee und ein Stück Toast vor sich, steht zur Begrüßung aber nicht auf, da neben ihm eine Krücke liegt. Am 5. Juni gastiert Deutschlands derzeit größter Popmusik-Star auf seiner „Schiffsverkehr“-Tour in der Nürnberger Arena.

NZ: Haben Sie sich verletzt?
Herbert Grönemeyer: Ich hab mir das Innenband angerissen und hatte mir schon vorher bei der Tour wieder den Meniskus durchgetreten.

NZ: Werden Sie denn mit dem kaputten Knie auf der kommenden Tour wieder bis zu dreieinhalb Stunden spielen können?

Grönemeyer: Ich denke schon. Ich hätte nur bei der letzten Tour eine Bandage tragen müssen.

NZ: Wird sich die Produktion dieses Jahr von der Tour 2011 unterscheiden?

Grönemeyer: Die Bühne muss ja kleiner sein, da der Entwurf von Anton Corbijn für Stadien gemacht war und daher gar nicht passen würde. Wir werden aber einige Elemente, die Produktion und das Licht übernehmen. Das Programm entscheidet sich dann während der Proben, wobei wir sicherlich einen Fokus auf „Schiffsverkehr“ legen werden. Wir spielen unser Programm ja eigentlich immer zwei Jahre lang, wovon das zweite aber meist das schönere ist. Da kennen die Leute die Platte besser, da sie sich gesetzt hat, und selbst ist man nicht mehr so nervös, sondern geht einen Hauch gelassener in das Konzert.

NZ: Haben Sie tatsächlich noch Lampenfieber?

Grönemeyer: Ja sehr. Ich gehe vor dem Konzert gerne auch noch mal raus und mische mich mit einer Mütze getarnt unter Publikum – bis mich einer erkennt, dann gehe ich wieder. Und dann versuche ich dabei alles aufzunehmen und denke mir: Unfassbar, dass die alle wegen mir kommen. Das verblüfft uns alle schon immer wie-

der. Man unterschätzt das und es sieht von außen vielleicht viel abgebrühter aus, als es ist.

NZ: Was machen Sie denn in der letzten Viertelstunde vor dem Konzert?

Grönemeyer: Ich hab da so ein paar Rituale: Zunächst esse ich Reis und Hühnerbeine, weil ich die als Kind nie bekommen habe, da sich die immer meine älteren Brüder schnappten und ich mich mit der Brust oder dem Flügel begnügen musste. Ich habe eine hysterische Hühnerbein-Sucht. Dann werde ich massiert, singe mich ein, wir treffen uns als Band und versuchen von der Aufregung herunterzukommen. Dann macht man noch ein paar Dehnübungen, schaut hinter die Bühne wie die Stimmung gerade ist und dann geht's raus.

NZ: Werden Sie neue Stücke ins Programm aufnehmen?

Grönemeyer: Kann gut sein, dass wir Titel aussortieren, bei denen wir das Gefühl haben, dass wir sie nicht nochmal spielen müssen. Wir haben ein Repertoire von über 120 Stücken und natürlich hat jeder einzelne Musiker seine Vorlieben, weil er in einem bestimmten Stück ein Solo spielt oder weil seine Frau das besonders gut findet. Meine Frau konnte zum Beispiel „Mambo“ nicht leiden und hat mich immer gebeten, es nicht mehr zu spielen, wobei ich es bei der letzten Tour immer mal wieder hineingefädelt habe. Wir sehen das sehr locker und können auch viele Stücke auf Zuruf spielen.

NZ: Sie haben selbst gesagt, manche Lieder brauchen eine zweite Tour, um beim Publikum richtig anzukommen. Haben Sie da schon ein paar Kandidaten im Auge?

Grönemeyer: Man macht eine Platte, geht sofort auf Tour und stellt dann zum Teil erst später fest, was manche Stücke bedeuten. Auf dem Album „Chaos“ gibt es einen Song, der heißt „Morgenrot“. Und als ich den ein Jahr später auf der Bühne sang, dachte ich plötzlich: Das ist aber ein schönes Lied. Viele Songs müssen erst mal Luft kriegen, wie ein Wein. Beim aktuellen Album ging mir das mit „Wäre ich einfach nur feige“ so, was zunächst nur eine B-Seite von „Schiffsverkehr“ war. Auch „Land unter“ und „Bleibt alles anders“ sind Lieder, die sich erst über die Jahre ent-



Herbert Grönemeyer besingt im Titelsong seines aktuellen Albums den „Schiffsverkehr“. Damit kreuzt er jetzt endlich auch in Nürnberg auf: Am 5. Juni in der Arena. Foto: Anton Corbijn/EMI

wickelten, sowohl bei einem selbst als auch beim Publikum. Es wird auch auf dieser zweiten Tour sicher wieder so sein, dass sich Stücke von „Schiffsverkehr“ noch mehr entfalten können, als auf der ersten.

NZ: Sie waren schon immer bei der britischen Plattenfirma EMI, die jetzt verkauft und zerschlagen wurde. Wie haben Sie das Ende miterlebt?

Grönemeyer: Ich bin seit 30 Jahren bei der EMI und es ist für mich die Plattenfirma schlechthin. Das ist schon bitter, denn allein der Name ist in England wie Rolls Royce oder Bentley. Die Entwicklung der Firma über die letzten Jahre durch die Aufkäufe von Plattenfirmen-fremden Investoren war sicherlich kompliziert. Da war diese traurige Ent-

wicklung dummerweise schon absehbar.

NZ: Etliche große Künstler wie die Rolling Stones, Robbie Williams und Radiohead haben deswegen das Label verlassen, haben Sie jemals auch daran gedacht?

Grönemeyer: Nicht unbedingt. Nun bin ich eine relativ treue Seele und bevor nicht der Wald umfällt, setzen Westfalen nicht gleich auf das nächste Pferd. Man geht auch mit einer Firma mal durch schwere Zeiten und mein Team macht auch sehr viel in Eigenregie.

NZ: Ihr Label Grönland Records ist derzeit mit Künstlern wie Philipp Poisel und Boy sehr erfolgreich. Haben Sie

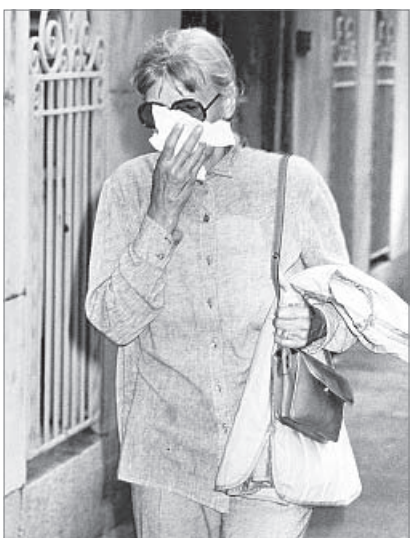
diese Bands eigentlich selbst entdeckt?

Grönemeyer: Nein. Ich habe das Label mit viel Euphorie aufgebaut und mein Traum war es immer, dass die Bands einmal zu uns kommen und diese Philosophie geht jetzt plötzlich auf. Ich versuche mehr den Geist des Labels mit zu kreieren: Was können wir, was andere nicht können, wie zum Beispiel eine Art Familiengefüge aufkommen lassen. Außerdem geben wir den Künstlern Zeit, so wie ich sie damals auch bekommen habe. Wir versuchen wie ein kleine Zelle gegen den Mainstream den Bands eine Heimat zu bieten und sie fühlen sich wohl bei uns. Und wenn man sich wohl fühlt, das weiß ich aus eigener Erfahrung, dann gibt man der Plattenfirma auch dementsprechende Platten, denn ein Label bekommt meistens die Alben, die es verdient.

Mit Herbert Grönemeyer sprach Markus W. Erlwein

Er jagte die Stars: Ron Galella

Ein Paparazzo, wie er im Buche steht



Wenn Star und Paparazzo aufeinandertreffen: Greta Garbo zückt das Taschentuch, Mick Jagger zeigt den Finger...



...und Sean Penn haut Galellas Kollegen um. Fotos: Ron Galella/Hatje Cantz

Ron Galella, im Jahr 1931 als Sohn italienischer Einwanderer in der Bronx geboren, gilt als der klassische Paparazzo: Wie ein Detektiv hat er die Objekte seiner und der öffentlichen Begierde verfolgt, ihnen aufgelauert und dann Fotos in jenen Momenten geschossen, in denen die Stars lieber unbeobachtet geblieben wären.

Ob Liz Taylor, Greta Garbo, Andy Warhol, Robert Redford, Madonna, Muhammad Ali oder Mick Jagger: Galella hat sie alle vor die Linse gekriegt – und anders als in der Gegenwart mit ihren Bilderfluten, den teils peinlichen Selbstveröffentlichungen via Facebook und Twitter oder sogenannten Leser-Reportern von Boulevardblättern sind die Stars bei Galella immer gut getroffen.

Dieses Handwerk, das schon Kunst ist und nicht selten das öffentliche Image eines Stars entscheidend

geprägt hat – was nicht wenigen von ihnen dann auch wieder durchaus gelegen kam – ist der Grund, warum das Internationale Fotografieforum c/o Berlin nun 140 exemplarische Aufnahmen in der Ausstellung „Ron Galella – Paparazzo extraordinaire!“ zeigt. Man erfährt dort auch, dass Galella nicht nur genommen hat, sondern auch einstecken musste, etwa als Marlon Brando ihm den Kiefer brach und einen Zahn ausschlug. Während Jacqueline Kennedy wegen ihm im Central Park zur Joggerin wurde... Und viele der Fotos sind längst einzigartige zeithistorische Dokumente. th

➊ Bis 26. Februar. c/o Berlin, Oranienburger Straße 35/36, Berlin. Zu der Ausstellung ist im Verlag Hatje Cantz (200 S., 29,80 Euro) ein Katalog erschienen, dem die drei Fotos von Ron Galella entnommen wurden.

W. Herrndorfs neuer Roman „Sand“

Die Wüste ist eine Blondine

Mit seinem neuen Roman „Sand“ legt Wolfgang Herrndorf einen kuriosen Wüsten-Thriller vor.

Okay, die romantischen Rahmenbedingungen könnten vorteilhafter sein. Da steht also eine Tankstelle am Rande der Sahara. Schön, dass es so was gibt. Unschön dagegen ist, wenn plötzlich ein blutverschmierter Mann auftaucht, wirren Blicks zwischen den Zapfsäulen. Was macht die deutsche Familie in ihrem VW? Sofort die Türen verriegeln! Und schreien! Die Frau in dem anderen Auto, die für diesen Ort eigentlich viel zu blond ist, solle dem Kerl doch bitteschön helfen. Das macht die prompt, packt ihn ein und düst davon.

Episoden dieser Art gibt es viele in Wolfgang Herrndorfs „Sand“, einem Buch, bei dem man nie ahnt, welche Wendung der Story hinter der nächsten Düne, der nächsten Nacht, der nächsten Durststrecke steckt. Alles spielt rätselhaft zusammen in diesem sehr unterhaltsam geratenen Buch. Dessen Zusammenhang man aufgrund der schier arabischen zu nennenden Fabulierlust des Hamburger Autors, die er humorbegabt mit cineastische Thrillerelementen würzt, lange eher erahnt, als kapiert.

Hier einem roten Faden zu folgen ist ein Abenteuer, bei all den Charakterschädeln oder geistigen Nullen, welche mal die marokkanische Wüste, mal der amerikanische Geheimdienst, mal eine gesprengten Hippie-Kommune in die Handlung einspeist.

Dass Wolfgang Herrndorf schreiben kann, weiß man ja: War dem Hamburger Maler, Cartoon-Zeichner und Schriftsteller, Jahrgang 1965, doch ein Überraschungserfolg mit dem Roadmovie „Tschick“ gelungen, das als Jugendbuch wie als „Erwachsenenliteratur“ gefiel. „Sand“ ist inhaltlich komplexer, die Story ins Jahr

1972 zurückdatiert. Während Terroristen in München die Olympischen Spiele attackieren, geht in Marokko eine Aussteiger-Kommune hops. Offenbar war es ein Amoklauf, dem Täter gelingt die Flucht. Zeugenaussagen gibt es, aber diese sind so reichhaltig und gegensätzlich, wie es vielleicht nur die nordafrikanische Erzählfreude möglich macht. Aber die Polizei plagt eh andere Nöte, zum Beispiel im Bordell.

Der Mann von der Tankstelle wiederum, den die Blondine mitnahm, hat seinen Namen vergessen. Dafür findet er etwas, was auch Andere interessiert. Sein Glück ist, dass die Verfolgertruppe sich lange als zu blöd entpuppt, ihn zu stellen, ihn zu foltern, ja überhaupt kommen sie mit der lokalen Mentalität nicht klar. Wenn ihr extra angeheuerter Marokkaner dann im Luftfahrzeug eine Umkehr erzwingen will, weil es gen Westen rast, er aber dringend gen Mekka im Osten beten muss, ist das nur ein Beispiel für die Situationskomik in „Sand“.

Letztlich scheint es fast schon egal zu sein, was Herrndorf fataler ausmalt: die Schönheit einer Frau, den drohenden Tod oder die Schlichtheit amerikanischer Agenten. Letztlich bestimmt kein Geheimdienst dieser Welt über das Leben in der Wüste, nur das Schicksal, inschallah. Herrndorf mag das handlungstechnisch recht wild rüberbringen, hier passt das Wüste zur Wüste wunderbar.

Christian Mückl

➊ Wolfgang Herrndorf: Sand. 480 Seiten, Rowohlt Berlin, 19,80 Euro.



W. Herrndorf